



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Newald, Julius von: Rückblicke auf die Geschichte des zweiten  
Kaiserreiches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Rückblicke auf die Geschichte des zweiten Kaiserreiches

Von Dr. Julius von Aewald

### I.



ine den Anforderungen der Pragmatik und der vollen Unparteilichkeit entsprechende Darstellung der neunapoleonischen Herrschaft gibt es heute wohl noch ebensowenig, wie eine im großen Stile gehaltene Biographie des merkwürdigen Mannes, der durch zwei Jahrzehnte einen so breiten Raum in dem Bewußtsein seiner Zeitgenossen einnahm. So gründlich hat sich in vierzig Jahren das Gesicht Europas geändert, so scheinbar ohne Spur ist das second empire verschwunden, daß wir schier zu vergessen drohen, welche führende Rolle dieses Reich zum mindesten durch zehn Jahre gespielt; daß Louis Napoleon, trotz des unleugbaren Sinkens seines Prestige, bis Königgrätz noch immer der mächtigste Herrscher des Erdteils war. Der Mann selber wird für das historisch-psychologische Studium schon durch das Rätselhafte seines Wesens, durch den Gegensatz zwischen der Liebenswürdigkeit seiner intimen Persönlichkeit und der Strupellostigkeit seiner Politik immerdar ein anziehendes Problem bleiben. Mit Redensarten wie „Dezembermann“ oder „Gaufler vom Seinestrand“ kann man aber nicht sein Auskommen finden. Mag man, und mit vollem Recht, hundert Dinge verdammten, die er getan und verschuldet: die Legende von seiner geistigen Bedeutungslosigkeit, die sich eine Zeitlang festgesetzt hatte, wird nicht zu halten sein. Weit eher wird man Louis Napoleon — wie es der Erzherzog Albrecht einst in einem Gespräche mit Andraßy getan — in die Reihe jener Politiker stellen, die als die leitenden Europas zwischen 1815 und 1870 anzusehen sind: nach Metternich und Kaiser Nikolaus und der Zeit nach vor Bismarck.

Die ziemlich reichhaltige Literatur über das zweite Kaiserreich setzt sich zum guten Teile aus antinapoleonischen Pamphleten und aus bonapartistischen Lob- und Verteidigungsschriften zusammen. Stark vernachlässigt waren lange einzelne sehr interessante Partien, so die Rolle Louis Napoleons im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland. Nach dieser Richtung hin hat Heinrich Friedjung's berühmtes Werk — eines der gelesensten Bücher unserer Tage — viel Neues, Quellenmäßiges beigebracht. Für die Zeit zwischen 1866 und 1870 scheint mir

Bernhardi\*) besonders wichtig. Fast keine systematische Behandlung erfuhr bisher auch das Verhältnis des französischen Heeres zum Neunapoleonismus in seinen fünf Entwicklungsstufen als: Präsidentschaft, Prinzpräsidentschaft, autoritäres, liberalisierendes und wirklich konstitutionelles Kaisertum. Dieses Heer galt noch von den Siegen der ersten Republik und des großen Napoleon her als ein hervorragend tapferes, tüchtiges, gut organisiertes. Von den übrigen europäischen Armeen hatte es in den Jahrzehnten des „langen faulen Friedens“ voraus, daß es seit 1830 in Algerien eine dauernde praktische Kriegsschule besaß. Denn auch nach der scheinbar völligen Unterwerfung des Landes, 1847, gab es noch immer gefährliche Erhebungen der Einheimischen zu bekämpfen, zogen sich die großen Expeditionen wider die Kabulen bis ins Jahr 1867 hinein. So haben alle Marschälle und Generäle Napoleons des Dritten auf dem heißen algerischen Boden ihre Sporen verdient; alle waren sie „Afrilaner“ und kannten den wirklichen Krieg, wenn auch nur gegen einen halbwilden Feind.

Diesem Vorteile stand aber seit dem Sturze Louis Philipps ein schwerer Nachteil gegenüber. Die Armee, die unter der zweiten Republik aktives und passives Wahlrecht besaß, politisierte und zwar mit einem Temperament, das oft an spanische oder südamerikanische Verhältnisse gemahnte. In der Kammer von 1849 saßen nicht weniger als zweiundvierzig aktive Generale und Admirale. Mit oder ohne Urlaub erschienen die Offiziere in der Volksvertretung, hielten feurige Reden, wirkten agitatorisch auf ihre Untergebenen. In solchem Zustande übernahm Ludwig Bonaparte die Armee, als das französische Volk am 10. Dezember 1848 den „Abenteurer von Straßburg und Boulogne“, der „bis dahin von Frankreich kaum mehr gesehen hatte als die Mauern einiger französischer Kerker“ mit sechs Millionen Stimmen zum Präsidenten der Republik wählte\*\*). Die damalige demokratisch zugeschnittene Verfassung aber übertrug dem Staatsoberhaupt wie in politischer so in militärischer Beziehung nur bescheidene Rechte. Er durfte kein Kommando führen; die Leitung der Armee lag in den Händen des Kriegsministers, die eigentliche Verfügung aber in denen der Kammer. Das änderte sich durch jenen historischen Vorgang, den man gemeinhin den Staatsstreich nennt, den Bonapartes Gegner als das Verbrechen vom 2. Dezember, als das ruchloseste Attentat wider Frankreichs Freiheit zu brandmarken, den der Attentäter selbst als die Rettung der Gesellschaft zu bezeichnen pflegte. Bonaparte, der niemals ein Tatmensch war, hätte zur Vergewaltigung der Republik

\*) Theodor von Bernhardi, „Zwischen zwei Kriegen.“ Leipzig bei S. Hirzel, 1901. — Ein Teil der höchst instruktiven Tagebuchblätter des Diplomaten.

\*\*) Major Dr. Max von Szczezanoff hat in den rühmlich bekannten Heidelberger Abhandlungen vor kurzem eine vortreffliche größere Arbeit „Napoleon der Dritte und sein Heer“ veröffentlicht, die er mit vollem Rechte einen „Beitrag zu den Wechselbeziehungen zwischen Wehrverfassung und Staatsverfassung während des zweiten Kaiserreiches der Franzosen“ nennt. Dem von großen Gesichtspunkten geleiteten Buche sind in bezug auf das Militärische manche Daten für den vorliegenden Versuch entnommen.

wenn schon die Kühnheit des Entwurfes, so kaum die Kraft der Durchführung aufgebracht. Als die Hauptmacher des Staatsstreiches betrachtet man heute den vom Unteroffizier so rasch emporgestiegenen Perfigny; dann Napoleons Halbbruder Morny, der nachmals als der eleganteste Lebemann, als der geriebenste Politiker und als der skrupelloseste Geschäftsmensch für das zweite Kaiserreich typisch werden sollte\*); endlich den General Le Roy St. Amand. Eine etwas bewegte Vergangenheit zeigt den tapferen und ehrgeizigen Soldaten als eine Art von liebenswürdigem Abenteurer. Mit seiner von sittlichen Bedenken freien Berwegenheit war er als Kriegsminister der rechte Mann, um das Heer für den Staatsstreich vorzubereiten, es zum Treu- und Eidbruch an der Verfassung zu benützen.

Durch Treu- und Eidbruch hatte sich ja Bonaparte selber aus einem recht bedeutungslosen Präsidenten zu einem tatsächlich schon mit souveräner Gewalt belleideten „Prinzpräsidenten“ gemacht. Ein Plebiszit sanktionierte den Gewaltakt; aber aus der Armee, die mitstimmte, kamen doch 39 000 Nein. Ein Jahr später ist Napoleon Kaiser, wieder durch eine Volksabstimmung — der „*élu de sept millions*“, wie er sich so gerne genannt hat. Und in der Tat war ja dies der einzige Rechtsittel seiner Macht, die eine sonderbare Mischung von Volkssouveränität mit Krongewalt darstellt. Mit Vorliebe auf den demokratischen Ursprung seiner Herrschaft, auf den Willen der Nation hinweisend („*par la grace de Dieu et par la volonté du peuple Empereur des Français*“ nannte er sich), errichtete er in Wahrheit das was Treitschke zutreffend eine populäre Tyrannis genannt hat. „Ich will gerne mit dem Wasser des allgemeinen Stimmrechts getauft sein“, sagte er zum österreichischen Gesandten Hübnér, „aber ich lege keinen Wert darauf mit den Füßen im Wasser zu stehen.“ Weniger noch als die Chartre der Restauration oder die Louis Philipps verdient die Verfassung des zweiten Kaiserreiches, zum mindesten bis 1865, ihren Namen. Der vom Kaiser ernannte Senat war eine Versammlung von glänzend dotierten Jafagern. Die zweite Kammer, *corps législatif*, zusammengesetzt unter dem Drucke der offiziellen Kandidaturen, hatte weder Gesetzesvorschlags- noch Abänderungs-, noch Adress- oder Interpellationsrecht. Sie durfte keine Petitionen annehmen und damit war ihr Zusammenhang mit der Bevölkerung zerrissen. Ihr Budgetrecht konnte durch die Regierung illusorisch gemacht werden. Der zahlreiche Beamtenstand war durch hohe Gehälter an das Kaiserreich gebunden; die Unabhängigkeit der Richter stand nur auf dem Papier. Keine Selbstverwaltung, dafür aber eine Geheimpolizei und ein „schwarzes Kabinett“; die Presse zu einem Teil gesetzlich und faktisch geknebelt, zum anderen erkaufte; kein Vereins- und Versammlungsrecht usw. Gleich im ersten Jahre des Kaiserreiches wurde die Kolportage von etwa 6000 Büchern verboten. So stand die Nation, welcher der europäische Kontinent seine politischen Frei-

\*) Frédéric Lohé, „Le Duc de Morny.“ Paris, Emile-Paul 1909.

heiten dankt, siebenzig Jahre nach dem Beginn der großen Revolution unter dem Druck eines Absolutismus, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert ihn kaum gesehen hat.

Die Verfassung des Kaiserreiches war eine große Lüge, wie ja das ganze Regime und sein Held selber starke Züge der Unaufrichtigkeit und der Täuschung an sich tragen. Daß König Louis von Holland nicht der wirkliche Vater Napoleons des Dritten, daß dieser also gar kein Bonaparte und somit auch nicht „der Nefte des Onkels“ war, nimmt man heute ziemlich allgemein an. In der Taufe war er nicht Napoleon, sondern Karl Ludwig genannt worden, und auch als Napoleon wäre er nicht der Dritte, sondern der Zweite. Mit dem Eide auf eine Verfassung, die er wohl von vornherein zu brechen gewillt war, trat er ins politische Leben. Die verschlungenen Wege blieben ihm fortan die liebsten, und sein ganzes öffentliches Handeln war bis zuletzt von einer tiefstehenden Neigung zur Intrige und zur Irreführung durchtränkt.

Gleichwohl hat man Napoleon den Dritten nicht ganz mit Unrecht einen durchaus modernen Menschen genannt, der die Strömungen und Strebungen seiner Zeit mit regstem Geiste beobachtete, die öffentliche Meinung zum Gegenstande seines intensivsten Studiums machte — ein Herrscher, der noch für etwas anderes Verständnis hatte als für Soldatenspielen, Jagd oder Hoffeste. „Eine Regierung“, schrieb er, „kann ungestraft das Gesetz, selbst die Freiheit verletzen; aber wenn sie sich nicht offen an die Spitze der großen Interessen der Zivilisation stellt, hat sie nur eine kurze Dauer.“ Eine Auffassung, gewiß nicht ohne Größe und sie wenigstens ist ehrlich gemeint und mit Kraft durchgeführt. Das ist der „soziale Kaiser“, der eifrige Förderer aller technischen Fortschritte und Erfindungen, der einsichtsvolle Begründer des Freihandels für Frankreich, der mächtige Begünstiger des großen Suezkanalwerkes. Der Ausbau des Eisenbahnetztes, gewerbliche und landwirtschaftliche Reformen, die Hebung des Seehandels, die Fürsorge für den vierten Stand, der Beginn einer sozialpolitischen Gesetzgebung, als der ersten dieser Art auf dem Kontinent; die großartige Neugestaltung von Paris — alles dies sind Habenposten im Hauptbuche des Kaiserreiches. Die Ausfuhr Frankreichs mehrte sich gewaltig; die Zahl der kleinen Rentner stieg stetig; der allgemeine Wohlstand wuchs, allerdings wuchsen auch die Staatsschulden ins Riesenhafte. Friedjung sagt sehr richtig, daß seit Colbert keine französische Regierung so viel für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes geleistet habe, wie die Napoleons des Dritten. Die Schatten in diesem glanzvollen Bilde waren freilich die Verallgemeinerung einer kraß-materialistischen Weltanschauung, eine auri sacra fames, ungezählte schwindelhafte Gründungen, ein Spieler- und Spekulantengeist, der selbst sonst solide Schichten ergriff; kurz, was man Korruption im weitesten Sinne zu nennen pflegt. Auch diese Erscheinungen sind charakteristisch für die Zeit eines Monarchen, der es auch für seine Person liebte, die Geschäfte der Politik mit denen der Börse zu vermischen.

Der wichtigste „Garant für Frankreichs Ruhe und Größe“ sollte aber doch immer das Heer sein. Napoleon selbst war bekanntlich das Gegenteil eines Feldherrn, ja es fehlten ihm sogar die militärischen Instinkte. Seitdem er das Schlachtfeld von Solferino gesehen verabscheute er den Krieg. Aber mußte nicht ein Napoleon seinen Franzosen „gloire“ bieten? So ist das größte seiner Worte: „Das Kaiserreich ist der Friede“ nur die größte seiner Lügen geworden.

Im Heerwesen aber war manches krank. Keine allgemeine Wehrpflicht bestand; ein Stamm altgedienter Soldaten sollte gleichsam das Rückgrat der Armee bilden, war aber das Haupthindernis, daß aus dem Berufs- niemals ein Volksheer werden konnte. Marschall Baillant, zwischen 1854 und 1866 Kriegsminister, sagte zu einem englischen Diplomaten\*), er fühle sich außerstande, die nötigen Reformen durchzuführen. Denn wer würde es wagen, der Nation zu sagen, daß die Armee „faul sei bis ins Mark“, daß Frankreich keinen General habe, der so viel müßte wie der letzte österreichische oder preußische Kapitän? Noch verblüffender wirkt der von Szczepanski erbrachte Nachweis, auf wie schwachen Füßen des Kaisers wirkliche Autorität in dieser Armee stand, und zwar auch in der glänzendsten Zeit seiner Herrschaft. Seine Geduld sei erschöpft, schrieb er an Marschall Pelissier, dem Oberkommandanten in der Krim; er könne nicht länger zusehen, wie seine Befehle mißachtet, wie seine Soldaten zwecklos geopfert, die Wahrheit verschwiegen werde. Was hätte der erste Napoleon getan, wenn er gegen einen seiner Generale solchen Grund zum Mißfallen gehabt hätte? Und der dritte hat jenen Brief nicht einmal abgehen lassen; er begnügte sich damit, dem ungehorsamen Pelissier seinen Vertrauensmann Niel an die Seite zu geben.

Aber eben dieser Orientkrieg wurde die erst große, und äußerlich glänzend bestandene Probe der napoleonischen Armee. Seitdem galt sie als die beste in Europa. Sie hatte den Löwenanteil an Ehre und Ruhm aus der Krim heimgetragen. Und ihr Kaiser stand unmittelbar nach diesem Kriege auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der Pariser Kongreß zeigt Frankreich als führenden Staat des Erdteils; die heilige Allianz ist gesprengt, Rußland gedemütigt, Louis Napoleon der anerkannte Dirigent im europäischen Konzert. Ein holdes Kindlein in der Wiege scheint die Dauer der neuen Dynastie zu verbürgen.

Erst allmählich war der ursprünglich gar nicht kaiserliche Haushalt Napoleons und seiner jungen Frau zu einem eigentlichen Hofe\*\*) herangewachsen, der freilich

\*) „Un Anglais a Paris“ (2 Bände, Paris bei Plon 1894). Der anonym gebliebene Verfasser (Sir Richard Wallace?) hat damit eines der reichhaltigsten Memoirenwerke jüngeren Datums geschaffen — eine wahre Fundgrube von Informationen über die Zeit des Juli-Königtums, des Kaiserreiches und der dritten Republik.

\*\*) Lebensvolle Bilder dieses Hofes gibt Fred. Lolié in seinem oben erwähnten Buche über Morny, ferner in „Les femmes du second empire“ und „La fête imperiale“ (Paris bei Juven). Auch P. de Lano „Le secret d'un empire“ 3 Bände (Paris bei Victor Gaborid 1892/9) ist lesenswert. Das Verlässlichste und Unparteiischste dürfte noch immer der oben erwähnte „Anglais a Paris“ bieten.

den althergebrachten vornehmen Stil der legitimen Höfe nicht erreichte und ganz ohne Zweifel auch in seiner prunkvollsten Zeit einen gewissen halbweltlichen Einschlag trug. Übrigens haben da parteigehässige Schilderungen vielfach übertrieben. Die Tuilerien, St. Cloud, Compiègne waren keine Lupanare, Eugenie keine Messalina, Napoleon kein Wüstling, nicht einmal ein richtiger Lebemann. Vorwerfen kann man dem kaiserlichen Ehepaar kaum mehr als allzugroße Nachsicht gegen gewisse zweifelhafte Elemente in seiner Umgebung. Im übrigen sagt ein aufmerksamer Beobachter: der Kaiser war gütig, wohlwollend, lebenswürdig; die Kaiserin das Gegenteil. Sie sah stets aus, als hätte sie eben erst ihr Toilettezimmer verlassen; er immer so, als wäre er nie darin gewesen. Sie waren ja überhaupt ein recht ungleiches Paar, als sie sich fanden: sie die herrliche, hochblonde Spanierin, die selbst einem Kühlen wie Moltke platonische Bewunderung abzwang, und er, der phlegmatische, etwas müde und abgelebte Bierziger, der scheinbar völlig temperamentlose Nefte des temperamentvollsten Oheims. Es wird ja ganz allgemein bestätigt, daß der kleine, kurzbeinige, zur Korpulenz neigende Mann nichts kriegerisches oder königliches, vor allem aber nichts napoleonisches und überhaupt nichts französisches an sich hatte. Alle, die ihm näher traten, staunten, daß dieser vermeintliche Inbegriff von Überlegenheit und Tatkraft in seinem Äußern so gar nichts Bedeutendes zeigte. Wenn Prinz Kraft Hohenlohe — der den Kaiser 1867 in Salzburg sah — in seinen Aufzeichnungen („Aus meinem Leben“ Band IV, Berlin bei Mittler 1907) von einem erdfahlen, aufgedunsenen, äußerst ordinären Gesicht, von einer dickhäuchigen Bierbrauergestalt spricht, so hat dies vielleicht doch das unbewußt befangene Auge des Feindes gesehen. Weit anziehender ist die Schilderung des General Grafen Monts, der dem Kaiser während seiner mehr als sechsmonatlichen Kriegsgefangenschaft zugeteilt war. („Napoleon der Dritte auf Wilhelmshöhe“, Berlin bei Mittler 1910.) Napoleon machte noch damals den Eindruck eines gut erhaltenen Sechzigers. Im dunkelblonden Haar kaum ein grauer Faden, das Gesicht von einer gesunden Blässe; der Blick der müden, halberloschenen Augen voll Güte und Wohlwollen; das Antlitz bis zur Empfindungs- und Ausdruckslosigkeit ruhig. Über dem ganzen Wesen lag eine phlegmatische Würde und eine stets gleichmäßige Freundlichkeit. Keine Spur von Pose oder Phrase. So war der Napoleon intime nach seinem Sturze, den er wenigstens vor der Welt mit größter Gelassenheit ertrug, so war er auf seiner Höhe gewesen. Den Menschen, die ihm näher kamen, imponierte er gewiß nicht im Stile seines großen Namenträgers; aber er gewann sie fast immer als Mensch. Ja auf etwas phantastisch angelegte Naturen wirkte das Rätsel seiner Person sehr stark. „Das ist keine Bewunderung mehr, was ich für ihn empfinde, das ist ein Kultus,“ sagte der unglückliche Habsburger Max von seinem Verführer.

Bismarck trifft wohl das Richtige, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten sagt, daß Napoleon der Dritte sich am liebsten in der Rolle des Schiedsrichters gezeigt hätte, wie er sie nach dem Frieden von Paris 1856 spielen konnte.

Der damalige Gesandte beim deutschen Bunde hatte den Kaiser ein Jahr vorher gelegentlich der Pariser Weltausstellung zum ersten Male gesehen; und die zwei klugen Männer — ein Charmeur jeder in seiner Art — unterhielten sich vortrefflich. Mit seinen leisen Anerbietungen an das „etwas gar zu magere“ Preußen hatte Napoleon ja schon früher begonnen. Heimgekehrt fällt Bismarck dann seinem Könige gegenüber das merkwürdige Urteil: Louis Napoleon sei ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, aber lange nicht so klug, als die Welt ihn glaube, die, wenn es in Ostasten zur un rechten Zeit regnet, dies einer übelwollenden Machination des Franzosenkaisers zuschreibe. Napoleon sei nicht das genie de mal, das immer nur daran denke, Unfug in der Welt zu stiften. Er wäre froh, etwas Gutes in Ruhe genießen zu können. Sein Verstand werde auf Kosten seines Herzens überschätzt. Aber dieser Mann mit dem guten Herzen (möchten wir hinzusetzen) scheute sich nicht, am 2. Dezember 1851 in die harmlosen Boulevardspaziergänger hineinschießen zu lassen, nur der Abschreckung halber; er zögerte nicht, die Gegner seiner idées napoleoniennes scharenweise auf die „trockene Guillotine“ von Capenne zu senden und für diese Ideen Tausende und Abertausende auf den Schlachtfeldern bluten zu lassen.

Interessant ist auch die Unterredung Bismarcks mit Napoleon 1857, von der wir erst durch die „Gedanken und Erinnerungen“ (Band I Seite 192 ff.) erfuhren. Damals versicherte der Kaiser, er denke nicht an die Eroberung des linken Rheinuferes; seine Pläne seien weit eher auf Italien gerichtet. Ob Bismarck nicht bei seinem Könige sondieren könne, wie sich Preußen im Falle eines französisch-österreichischen Konfliktes stellen würde. Bismarck lehnte diese Zumutung, als bei der österreichischfreundlichen Gesinnung Friedrich Wilhelms des Vierten höchst gefährlich ab, versprach aber dem Kaiser Stillschweigen, das er auch getreulich hielt.

## II.

Es lag in der Natur der Dinge, im Ursprunge der neunapoleonischen Macht, vielleicht schon allein in dem Namen Napoleon, daß der „Mittler Europas“ die stolze Befriedigung, die ihm der Pariser Kongreß von 1856 bieten mußte, nicht in Ruhe genießen konnte. Unablässig mit neuen Plänen und weitgehenden Gedanken beschäftigt, die stets die Karte Europas betrafen, wandte Napoleon der Dritte seinem Heere eine ständige Fürsorge zu. Nur gewinnt man, selbst auf diese glänzendste Periode des Kaisertums zurückblickend, nicht den Eindruck, als ob die Armee in ihrer Gesamtheit ein durchaus verlässliches und willfähriges Werkzeug der kaiserlichen Pläne gewesen wäre. Die Generale — schreibt ein auswärtiger militärischer Beobachter — welche zum Teil von den Soldaten gefürchtet werden, wie Castellane, Pelissier, Magnan sind eifersüchtig untereinander, Die Stabsoffiziere sind gut gefinnt. Die Leutnants verdummen in den Kaffeehäusern. Die Unteroffiziere neigen zur Kritik, besonders die Genietruppen und die Artillerie sind dem Kaiser feindlich.

So sah die Hauptstütze des Thrones aus! Die tiefstzenden Mißstände zeigten sich im Kriege von 1859, in dessen Vorgeschichte ja auch noch manches dunkel ist. Nur soviel scheint sicher, daß von den zwei Verschwörern gegen Osterreich Camillo Cavour der genialere und entschlossener war, indeß der Kaiser, wenn auch gleich strupellos, in seiner Art lavierte und intrigierte. Das Drsinische Attentat (5. Januar 1858) hatte zunächst nur die Folge, daß Napoleon in Frankreich selbst die Zügel noch schärfer anzog. Mit dem „Gesetz für die allgemeine Sicherheit“ und in der Ernennung des energischen General l'Espinaffe, eines Staatsstreichgenossen, zum Minister des Innern, wurde das ganze Reich unter das Schwert gebeugt. Das entseßliche Cayenne bevölkerte sich mit Unglücklichen. Es war der Gipfelpunkt napoleonischer Autokratie, den diese Jahre von 1858 und 1859 bezeichnen.

Man nimmt an, daß Drsinis Bomben, sein berühmter Brief aus dem Kerker, Mazzinis offenes Schreiben, in dem er den Kaiser vor die Wahl stellte, Italiens Befreier oder das Opfer italienischen Hasses zu werden, Napoleon den Dritten zum Handeln in Italien gedrängt haben. Aber der Krieg von 1859 war keiner, der sich militärgeschichtlich in die erste Reihe stellen könnte. Der Kaiser war als Oberkommandant eine Null; seine Generale haderten untereinander; die Disziplin der Truppen war mangelhaft; Führung wie Heeresverpflegung zeigten manche Gebrechen. Man kann ruhig sagen, daß auf der französisch-sardinischen Seite in diesem Feldzuge kaum weniger Fehler begangen wurden als auf der österreichischen. Magenta und Solferino wurden kein Marengo und kein Austerlitz. Dieser ganze opferreiche Kampf für fremde Interessen war im französischen Heere ebenso unbeliebt wie in der Nation. Und wenn Napoleon auf dem Fürstentongresse von Baden 1860 zu Ernst von Koburg sagte, er sei zunächst außerstande, einen Feldzug zu führen, die Organisation seiner Armee sei unhaltbar, ihr fehle es völlig an einer Kriegsreserve — dann sagte er das vielleicht, um das Ausland zu beruhigen, aber er sagte die Wahrheit. Der Feldzug hatte auch gezeigt, daß Napoleon keinen Feldherrn von überragender Qualität in seinem Heere hatte. Kein Berthier und kein Ney, kein Massena und kein Davoust war unter seinen Generalen, die übrigens sämtlich in weit höheren Lebensjahren zu ihren leitenden Stellungen kamen, als die jugendlich kraftvollen Paladine des ersten Kaisers. Der Mangel an größeren und ernstern Manövern machte es auch unmöglich, die Führereignung zu prüfen. Der Kaiser aber, gütig von Natur, war seinen Günstlingen gegenüber oft nur zu gütig, und auf die Beförderung hatte die politische Gesinnung des Offiziers stets Einfluß. —

Die Geschichte des zweiten Kaiserreiches zerfällt für das Auge des Rückblickenden deutlich in zwei zeitlich etwa gleich große Teile. Bis ungefähr 1860 glückte in der auswärtigen Politik dem gekrönten Spekulant an der Seine alles, von da ab fast nichts. Statt Italien zu befreien, wurde er das Haupthindernis der völligen Einigung, und es kam so weit, daß Viktor Emmanuel

(wie Bernhardi berichtet), wenn der Name Napoleon genannt wurde, nie veräumte hinzuzusetzen: „ce cochon.“ Die Intervention für die insurgierten, heroisch kämpfenden Polen 1863 führte zu einer diplomatischen Niederlage; die Angelegenheit der Elbe-Herzogtümer wurde gelöst, ohne daß Frankreich etwas mitzureden hatte. Die mexikanische Expedition endlich bleibt ein unauslöschlicher Makel auf dem Namen des kaiserlichen Regime; nicht wegen der schmachlichen Preisgebung Maximilians allein, sondern weil die französische Politik bei Einfädelung des überseeischen Abenteuers von Anfang an mit ganz gewöhnlichen, privaten Geschäftsinteressen verquickt war.

Sehr richtig sagt Friedjung in seinem „Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland“, daß Napoleons Politik bis etwa 1863 einen festen Griff zeigte, von da ab aber der Kraft und der Konsequenz, der Fähigkeit einen günstigen Augenblick auszunutzen, entbehrte. Das zeigt sich am deutlichsten in der deutschen Frage. Für diese galt dem Kaiser sein so oft mit pompösen Worten zur Schau getragenes Nationalitätsprinzip natürlich nicht. In Deutschland sollte der Dualismus, die Rivalität der beiden Großmächte, zu Frankreichs Vorteil erhalten werden. Es mutete zum Teil phantastisch an, welche geheime Pläne der ewige Planemacher nach dem Zeugnisse seines Vertrauensmannes Mignet in der Seele barg. Österreich müsse Venetien verlieren und durch Preussisch-Schlesien entschädigt werden, Preußen die Elbe-Herzogtümer und andere norddeutsche Lande erhalten; das linke Rheinufer an Frankreich fallen, nicht direkt, sondern zersplittert, einige kleine deutsche Herzogtümer unter französischem Protektorat. Und das alles sollte erreicht werden, ohne daß ein Tropfen französischen Blutes vergossen würde. Wer die an diplomatischen Winkeltzügen und wechselseitigen Täuschungsversuchen so reiche, erst in unseren Tagen vielfach aufgehellte Vorgeschichte des Jahres 1866 studiert, empfängt schier den Eindruck, als würde der Mann, dessen Stirnrunzeln Europa einst zittern machte, immer kleiner, und als wüchse diesseits des Rheines einer zu immer gigantischeren, seiner eigenen Zeit aber erst noch verschleierten Verhältnissen heran. Es war ein Handel, in dem „jeder von beiden die redliche Absicht hatte, den anderen zu überlisten“. Noch auf Wilhelmshöhe sprach Napoleon zum Grafen Monts von Bismarck zwar ohne Härte, aber doch wie von einem, der ihn gründlich übers Ohr gehauen. Je näher der Konflikt zwischen Preußen und Österreich zu rücken schien, um so verschlossener wurde Napoleon. Selbst einem Bismarck gelang es in der vielberühmten Unterredung von Biarritz, Anfang Oktober 1865, nicht, in das Geheimnis der Sphinx einzudringen: zu ergründen, welchen Preis diese Sphinx für ihre Neutralität im drohenden deutschen Kampfe zu liquidieren gedanke.

Napoleon hat — was erst die Nachwelt zu überblicken vermag — auf die Förderung des italienischen wie des deutschen Einigungswerkes weit mehr Einfluß geübt, als er selber wollte. Zum guten Teil seiner Einwirkung auf Italien war dessen Bündnis mit Preußen zuzuschreiben. Und Kaiser Franz Josef

hatte sich in dem merkwürdigen Geheimvertrage vom 12. Juni 1866 Napoleon gegenüber zur Abtretung Venetiens in jedem Falle, auch in dem eines Sieges über beide Gegner, verpflichtet. Endlich kam Königgrätz: die „patriotischen Beklemmungen Frankreichs, von denen Eugen Rouher in der Kammer sprach; die von Thiers geprägte revanche pour Sadowa; die durch Preußens überraschende Waffenerfolge geweckte nervöse Empfindlichkeit der Nation, die der Kaiser für seine Person nicht teilte, der er aber Rechnung tragen mußte. Damals holte sich Napoleon seine erste große Niederlage. Als Benedetti am 5. August im Auftrag seines Kaisers nicht mehr wie früher des *petites rectifications de frontiere*, sondern Mainz, Saarlouis, Saarbrücken und die bayerische Rheinpfalz verlangte, wies ihm Bismarck zum ersten Male die Zähne. Er werde mit Österreich um jeden Preis Frieden machen — antwortete er — und sich gemeinsam mit ihm gegen Frankreich wenden. Napoleon, nichts weniger als kriegsbereit, mußte die diplomatische Ohrfeige ruhig einstecken. Sein Interventionsversuch dürfte aber gleichwohl Bismarcks Wunsch nach einem raschen und billigen, ohne fremde Einmischung zu erzielenden Frieden mit Österreich noch gesteigert haben. So hatte der überfeine Rechner in Paris auch hier das Gegenteil von dem bewirkt, was er angestrebt. Er hatte ja, was heute klar ist, bestimmt auf Österreichs Sieg gerechnet und gehofft, dann als Mittler für Frankreich ein Geschäft zu machen. . . . — Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß dieser Niedergang eines Regimes, das so ganz auf einer Person ruhte, in einem tiefen inneren Zusammenhang mit dem physischen Befinden dieser einen Person stand. Napoleon war, zum mindesten seit 1863, an Blase und Niere erkrankt. Zwei Jahre später hatte er einen schweren Anfall, der geheim gehalten wurde. Nicht gewohnt zu klagen und von einer unglaublichen Selbstbeherrschung konnte er sich oft in den wichtigsten Momenten nur unter furchtbaren Schmerzen aufrecht erhalten. Unter diesen peinlichen körperlichen Zuständen litt nicht nur die Bestimmtheit seines Entschlusses, sondern oft auch die Klarheit seines Geistes. Es ist menschlich nur erklärlich, wenn bei ihm der angeborene Hang zum Grübeln immer stärker, wenn die Irrwege seiner unberechenbaren Politik immer dunkler wurden.

„Zwischen zwei Kriegen“ hat man zutreffend die Jahre von 1866 bis 1870 genannt. Die Abrechnung zwischen dem stetig an Macht sinkenden Frankreich und dem so überrasch emporgestiegenen, nun nicht mehr „allzu mageren“ Preußen schien allen Eingeweihten in der politischen Luft zu liegen. Es ist wie das Bild von zwei Menschen, die fühlen, daß es zwischen ihnen zur Entscheidung kommen müsse, die aber nicht losgehen wollen: der eine nicht, weil er sich nicht stark genug, der andere, weil er sich noch nicht stark genug fühlt. Napoleon scheute den Kampf mit den Deutschen, dieser Rasse der Zukunft, wie er sie selbst genannt hat. Er war in Deutschland erzogen, er sprach besser deutsch als französisch, er schätzte deutsches Wesen. Er war ja selber, wenn, wie man behauptet, der holländische Admiral Verhuell sein wirklicher Vater gewesen ist,

ein halber Deutscher. Mit seinen Gelüsten nach dem linken Rheinufer war er gründlich abgeführt worden. Seine ehrbaren Absichten auf Belgien blieben platonisch; der Plan einer Erwerbung Luxemburgs wurde in letzter Stunde vereitelt. In dieser Frage allerdings, die eine Zeitlang die französisch-preussische Kriegsgefahr als brennend erscheinen ließ, hat König Wilhelm teilweise nachgegeben. Er hatte den Austritt Luxemburgs aus dem norddeutschen Bunde, die Neutralität des Ländchens, die Schleifung seiner Befestigungen, die Zurückziehung der preussischen Garnison zugestanden. Man hat Bismarck damals sogar feiges Zurückweichen vorgeworfen. Aber der Kanzler hat es später offen ausgesprochen, daß er zwar einen Waffengang mit Frankreich, ehe das deutsche Einigungswerk reifen konnte, für unvermeidlich hielt, er wollte aber erst die Durchführung der preussischen Heeresverfassung in den neuerworbenen Gebieten und das volle Einvernehmen mit den süddeutschen Staaten abwarten. Auch gab er nachmals zu, daß er 1867 die Stärke Frankreichs nach Truppenzahl, Ordnung und Führung des Heeres noch überschätzt habe. Was die Tapferkeit dieses Heeres und die Stärke des französischen Nationalgefühles betrifft, habe er richtig geurteilt.

Es ist anziehend zu beobachten, wie Napoleon der Dritte je weniger Erfolg er in der äußeren Politik hatte, um so weiter von den strengen Grundsätzen der Selbstherrschafft im Innern abrückte. Gewiß nicht aus Vorliebe für konstitutionelle Formen. Aber er war zu klug, sich dauernd den stetig erstarkenden liberalen Ideen zu widersetzen. Schon 1860 gab er dem gesetzgebenden Körper das Recht zu einer Adressdebatte. Der sterbende Morny empfahl ein Lustrum später dem kaiserlichen Halbbruder die „Krönung des Gebäudes“ im verfassungsmäßigen Geiste; und der Rat des klugen Mannes scheint nicht ohne Wirkung gewesen zu sein. Der Kaiser, der seine Franzosen nicht mehr durch siegreiche Kriege und Ländergewinn zu blenden vermochte, wollte sie wohl durch moderne Zugeständnisse mit seinem System versöhnen. Als Hauptgegner dieser Schwentung erkennen wir heute zwei Personen, deren Einfluß auf den Kaiser ein überaus großer war. Zunächst die Kaiserin. Seitdem Eugenie —, so urteilen insbesondere französische Historiker — aufgehört hatte, nur die schöne und elegante Herrscherin der Mode zu sein, seitdem sie sich, von ihrer Regentschaft 1859 ab, um alles in der äußeren und inneren Politik kümmerte, seitdem ist ihre Einwirkung auf den Gatten eine für diesen wie für Frankreich verhängnisvolle geworden. Man hat die „Spanierin“ ja geradezu den bösen Genius des zweiten Kaiserreiches genannt. Ihrem absolutistisch-kerikalen Einflusse schrieb man das allzulange Festhalten am persönlichen Regime, die unpopuläre Politik in der Papstfrage, das mexikanische Abenteuer, endlich das blinde Hineinrennen in den Krieg von 1870 zu. In dieser Allgemeinheit ist das alles sicher übertrieben. Gewiß aber hat die Frau, bei der Ehrgeiz und Eigenwille meist stärker waren als das Verständnis, dadurch lähmend gewirkt, daß sie gerade die fähigsten und treuesten Diener ihres Gemahls mit

ihrer unermüdblichen Eifersucht beehrte. So war es bei Persigny, Fleury, Morny, Walewski, später bei Mallivier. So war es vor allem bei Eugène Rouher. Wir dürfen in dem hochbegabten und imponierenden Auvergnaten die bedeutendste staatsmännische Erscheinung des zweiten Kaiserreichs sehen. Scharfer Verstand und mächtige Beredsamkeit, Arbeitskraft, Festigkeit im Wollen und Handeln heben ihn hoch über alle anderen Minister Napoleons. Seine makellos reinen Hände machen den mächtigen „Bizetkaiser“ fast zu einer vereinzeltten Erscheinung inmitten von so viel Selbstsucht und sittlicher Fäulnis.

Rouher war der entschiedene Gegner liberaler Nachgiebigkeit. Aber andere Einflüsse gewannen beim Kaiser die Oberhand. Seit 1866 läßt sich das Einlenken in konstitutionelle Bahnen deutlichst konstatieren. Mit seinem Schreiben vom 19. Januar 1867 versprach Napoleon das Interpellationsrecht der Kammer, Reformen im Vereins-, Versammlungs- und Preßwesen, die denn auch wirklich folgten. Vielleicht nur langsamer, als es gut gewesen wäre.

Zugleich arbeitete der Kaiser, freilich mit jener Unentschlossenheit, die immer mehr ein Hauptzug seines Wesens wurde, an der Stärkung der Wehrmacht. Er hatte schon vor 1859 die gezogenen Geschütze eingeführt; das Feldlager von Chalons war seine Einrichtung. Im einzelnen geschah manches; im allgemeinen nichts Durchgreifendes. Ein Blick auf die Streitkräfte, die dem norddeutschen Bunde in einem künftigen Kriege zur Verfügung stehen mußten, schien zur Eile zu mahnen. Aber die im November 1866 zu Compiègne begonnenen großen Militärkonferenzen ergaben kein Resultat. Den Forderungen nach einer, natürlich teuren Heeresreform traten immer wieder die Einwendungen der anderen Minister, die Kritik der liberalen Opposition, am meisten vielleicht die Abneigung des französischen Volkes gegen Militärzwang und allgemeine Wehrpflicht entgegen. Der brave Randon, seit 1859 Kriegsminister, schien die Sache nicht weiterzubringen. Ihm folgte also im Januar 1867 Adolphe Niel, den wir den bedeutendsten Militär des zweiten Kaiserreichs nennen möchten. Vor Sebastopol hatte zuletzt doch er die Entscheidung herbeigeführt; Marschall war er seit Solferino; nun zählt er schon 65 Jahre: ein Herr von nicht angenehmem Wesen, aber großer Tätigkeit, der auch in der Kammer die heftigen Angriffe der Opposition mit Geist und Gewandtheit zu parieren verstand. So kam endlich am 1. Februar 1868, wenn auch mit einigen nicht unbedenklichen Änderungen am Entwurfe, das neue Heeresgesetz zustande. Über die Einzelheiten unterrichtet uns Szczepanski oben erwähntes treffliches Buch. Hier sei nur erwähnt, daß die Hauptziele der Heeresreform — die Erhöhung der Heeresstärke auf 800 000 Mann und die Schaffung einer Reservearmee — erst nach acht Jahren völlig zu erreichen war. Und solange konnte, möchte man sagen, die Weltgeschichte nicht warten.

Mit Eifer und Geschick leitete Niel diese Neuorganisation in die Wege. In kurzer Zeit bewaffnete er die Infanterie mit Hinterladern (den Chassepots); er ergänzte die Vorräte, verstärkte die Befestigungen usw. Sein früher Tod,

im August 1869, war für den Kaiser wie für die Armee ein schwerer Verlust. Sein Nachfolger im Kriegsministerium zählt schon zu den tragischen Gestalten eines neuen Frankreich, dem keine Siege mehr beschieden sein sollten. Es war Leboeuf, der letzte von Napoleon dem Dritten ernannte Marschall, der Mann des unseligen „prét archiprét“, der vielleicht über Gebühr geschmähte Generalstabschef in den vierundzwanzig ersten Tagen des großen Krieges. —

Frankreich hatte, fast unmittelbar, ehe es in den verhängnisvollsten all' seiner Kriege zog, sein politisches Antlitz völlig geändert. Ein Verhängnis auch dies schon; denn das Zusammentreffen von äußeren Verwicklungen mit noch unkonsolidierten inneren Umgestaltungen birgt an sich eine Gefahr. Die Wahlen in den gesetzgebenden Körper, Mai 1869, hatten ein Anwachsen der oppositionellen Stimmen von 810000 (im Jahre 1852) auf 3310000 gezeigt. Die gemäßigten Liberalen unter Emil Olliviers Führung hatten nun, zusammen mit der republikanischen Linken die Mehrheit in der Kammer, die denn ohne Verzug eine der konstitutionellen Hauptgarantien, ein verantwortliches Ministerium, begehrte. Der Kaiser zog daraus — ein ungewohntes Schauspiel für die Welt — in völlig englisch-parlamentarischer Weise die Konsequenzen. Er entließ Rouher und berief Ollivier, mit dem er übrigens seit langem schon freundschaftlich verkehrte. Ob im ersten und letzten konstitutionellen Premier Frankreichs mehr steckte als ein freisinniger Schönredner: das zu beurteilen ließ das Schicksal nicht die Zeit. Gewiß aber verlor Napoleon in Eugen Rouher einen höchst fähigen und treuen Minister, der freilich im Lande als der energische Träger des autokratischen Systems verhaßt war\*).

Mit dem Senatuskonsult vom 20. April 1870 wurden die Hauptzüge der Verfassungsrevision festgelegt: Ministerverantwortlichkeit, Initiativrecht der Kammer zu Gesetzesvorschlägen, das Recht, Interpellationen zu stellen und Petitionen anzunehmen. Es war sozusagen Louis Napoleons letzte Tat, daß er die seit 1860 vorgenommenen liberalen Reformen der Genehmigung der ganzen Nation unterzog. Noch einmal lenkte ein Plebiszit, das vom 8. Mai 1870, die Augen der Welt auf Frankreich. Wohl spottete man vielfach über diese Volksabstimmung, da man zu wissen meinte, wie derlei gemacht werde. Aber trotz der den Beamten anbefohlenen „verzehrenden Tätigkeit“, und wenn auch aus dem Heere allein 40000 Nein kamen, wenn in Paris und in fast allen großen Städten die Nein überwogen, wenn diese 1530610 Nein nicht als ein Votum gegen das liberale Kaiserreich, sondern gegen das Kaiserreich überhaupt aufzufassen waren: — die 7210296 Ja waren im großen und ganzen doch wohl der wirkliche Ausdruck des nationalen Mehrheitswillens. So hielt man denn

\*) Der oben erwähnte „Anglais a Paris“ erzählt, daß am 4. September 1870 die Erbitterung des Volks, zumal in der Provinz, gegen den vice-empereur noch weit heftiger war als gegen den Kaiser selbst. Er war der Geschicktere von beiden — tobte das Volk —, er hätte dem Kaiser nicht gestatten sollen, diesen Krieg zu beginnen; er hätte es mit einem einzigen Worte verhindern können.

auch im Auslande dieses Ergebnis für einen Sieg napoleonischer Staatskunst, für eine wahrhafte Befestigung napoleonischer Macht.

In der That vermag heute kein Mensch zu sagen, ob das zweite Kaiserreich ohne die Katastrophe von 1870 nicht imstande gewesen wäre, sich zu halten. Ein kräftiges Argument allerdings spricht gegen die Bejahung dieser Frage. Der Mann, auf dessen so schwach gewordenen Schultern die ganze napoleonische Tradition ruhte, der Emporgekommene, der nicht wie ein altlegitimer Herrscher die Krone einfach auf seinen Sohn übertragen konnte, — er war damals schon ein dem Tode Geweihter. Wenige Wochen vor der Kriegserklärung hatten die Ärzte bei Napoleon ein Steinleiden schwerer Art erkannt. Die französische Armee erhielt, als sie gegen den Rhein zog, einen Oberfeldherrn, der sich nur unter Qualen mehr im Sattel halten konnte. Welch ein Gegensatz zu dem um elf Jahre älteren und noch so überaus rüstigen königlichen Führer der vereinigten deutschen Heere! Körperlich und seelisch gebrochen ging Louis Napoleon in den Feldzug wie in sein sicheres Verderben. Die hochtönenden, siegesfähigeren Phrasen seiner Proklamationen waren seine letzten Lügen.

Schon diese trostlosen physischen Umstände scheinen ein Beweis, daß Louis Napoleon den Krieg von 1870 nicht gewollt hat. Machte er doch solchen, die ihm nahe standen, schon lange den Eindruck eines Herrschers, der, statt selbst zu wollen und zu handeln, von den Ereignissen und von den Personen seiner Umgebung geschoben wurde. Die große Masse der Zeitgenossen aber wußte von all dem nichts. Sie hielt die französische Armee nach wie vor für die bestorganisierte und bestgeführte, den Kaiser aber für einen mächtigen und klugen Mann, der nur Losschlag, wenn er seiner Sache sicher war. Ihn gering zu schätzen, fiel weder Freund noch Feind ein. Erst aus der traurigen Rolle, zu der Napoleon in der ersten Phase des großen Krieges verurteilt war, entsprang die niedere Wertung seiner Person, die eine Zeitlang Mode blieb. Die Nachwelt sollte dieses Urteil überprüfen und richtig stellen. Sie breitet auch über das ruhmlose Ende des dritten Napoleon den Schleier menschlichen Mitgefühls.

